

MIT MEHR MUT

EINE BEWUNDERTE TUGEND ist der Mut. Wenn er zu Zivilcourage führt. Wenn er Leben rettet. Kann man ihn erlernen, trainieren? Und wo wird er zerstörerisch, gar zur Wahnsinnstat? Eine Suche nach der Substanz und den Formen des Mutes. Mit den Porträts von Menschen, die Steilwände bezwingen wie Alexander Huber. Oder ihre Angst im Krieg besiegen, ihre Furcht vor der Übermacht, vor sich selbst, vor einem Ende

VON CARSTEN JASNER [TEXT] UND BENNO KRAEHAHN [FOTOS]



Zwei Männer trinken ein Bier in einem dieser Lokale, die man früher gutbürgerlich genannt hätte. Ein paar Tische weiter sitzt eine Gruppe junger Leute mit rasierten Schädeln und hohem Alkoholpegel. Als die Jugendlichen beginnen, Naziparolen zu grölen, schauen die beiden Männer einander unschlüssig an. Was tun? Ignorieren? Eingreifen? Abwarten? Sie ringen sich zu einer Aktion durch, stehen auf und rufen: „Aufhören!“

Die Betrunkenen halten inne – dann beschimpfen sie die beiden Couragierten. Drohen ihnen Prügel an. Kommen näher.

Und die beiden Männer fliehen.

Eine unschöne Szene. Aber auch nicht so dramatisch, dass sie am nächsten Tag in der Zeitung stehen würde. Weder ist ein verletztes Opfer zu beklagen noch ein Held zu feiern. Die Neonazis verlassen das Lokal, der Wirt ruft nicht mal die Polizei, die Gäste nehmen ihre Gespräche wieder auf. Mit einem neuen, interessanten Thema: Wie finden wir, was da gerade passiert ist?

War es mutig, was die beiden Männer taten? War es richtig? Oder eher feige, weil sie weggelaufen sind? Wenn sie aber dageblieben und womöglich zusammengeschlagen worden wären – hätte man sie dann bewundert? Oder dumm gefunden? Und die heikelste Frage überhaupt: Wie hätte man sich selbst verhalten?

Die meisten von uns hoffen, nie in eine Situation zu geraten, in der sie in Sekundenschnelle Antworten auf solche Fragen finden müssen. Die beiden Männer aber, die nur ein Bier trinken wollten, waren vorbereitet. Theoretisch: Sie erforschen den Mut. Einer von ihnen, Peter Fischer, ist Sozialpsychologe an der Universität Regensburg. Er untersucht, warum in kritischen Situationen manche Menschen wegschauen und andere nicht. Und was jene auszeichnet, die zum Eingreifen in der Lage sind.

Ob ihn die Analyse seines eigenen Verhaltens jetzt noch näher an die Fundamente der menschlichen Courage führt?

Ein zauberhafter Wirkstoff gegen Probleme aller Art?

Mut ist ein gewagtes Thema für Wissenschaftler. Nicht nur weil er blutig bestraft werden kann – schon der Versuch, ihn zu definieren, erweist sich als überraschend komplex.

Auf den ersten Blick ist Mut rundum bewundert und begehrt. Die Weltliteratur ist voll von Lobpreisungen mutiger Taten, von Odysseus und Siegfried über Werther, Michael Kohlhaas und Käpt’n Ahab bis zu Miss Marple und Harry Potter. Und so gehört er auch in Politikerreden. Im Rathaus von Paris beschwor Bundespräsident Joachim Gauck kürzlich den Mut der französischen Revolutionäre von 1789 und den der Widerstandskämpfer im

DIANE HAUBOLD, 47

DIE VERLETZTE

Die Ärztin sagte, ich könne nicht länger in meiner Wohnung leben. Da begriff ich langsam. Ich hatte Brüche im Gesicht, Hirn-Schädel-Traumata, unterhalb des sechsten Halswirbels konnte ich mich nicht mehr bewegen. Und doch bläute ich mir im Krankenhaus ein: Alles soll weitergehen wie bisher, das ist wohl der Lebenswille einer Mutter.

Vor sieben Jahren fuhren wir auf der A2 Richtung Hannover. Plötzlich zog von rechts ein Auto rüber. Wir überschlugen uns fünf Mal. Meine Töchter, neun und zwölf Jahre alt, saßen hinten. Ihnen ist nichts passiert.

Acht Monate lag ich im Unfallkrankenhaus Berlin. Die Therapeutin steckte mir einen Stift in die gelähmte Faust, ich schrieb erste Buchstaben, Wörter – ein unheimliches Glücksgefühl. Ich lernte Zähne zu putzen, mit einer Handschlaufe zu essen, schnippelte mit anderen Patienten Gemüse und kochte, wir lachten viel. Nach fünf Monaten regte sich mein Daumen. Üben, üben, üben, dachte ich. Doch die Hoffnung platzte. Ich kann den Kopf bewegen, Arme und Oberkörper größtenteils, aber nicht greifen. Um fast alles muss ich einen Pfleger bitten.

Ich muss viel reden. Geduldig sein. Jede freie Sekunde verbringe ich im Garten unseres neuen, rollstuhlgerechten Hauses, dort kann ich durchatmen. Oft fahre ich ins Kino oder zu Rockkonzerten. „Scheiß-Rollstuhlfahrer“, fluchte mal ein Busfahrer, als er die Rampe rauskramte. Es hat Jahre gedauert, bis ich wagte, mich in solchen Momenten zu wehren. Die meisten Menschen sind jedoch freundlich und helfen.

Wir fahren weiterhin an die Ostsee. Lange litt ich unter den Erinnerungen: Rad fahren, am Strand liegen. Doch ich liebe es, zu reisen. Gerade waren wir in der Provence, in einem Ferienhaus. Schlafzimmer und Bad lagen im ersten Stock, aber wir hatten meine Matratze dabei. Geduscht habe ich in einer alten Waschküche. Irgendwie ergibt sich immer eine Lösung, man darf nicht vor jedem Problem zurückschrecken. Man lebt ja nur einmal.



»MAN DARF NICHT
VOR JEDEM PROBLEM
ERSCHRECKEN«

JAN GAETCKE, 35

DER HELFER

Das Messer, der Geruch von Blut... das fällt mir als Erstes ein, wenn ich an diesen Abend denke. Ich zapfte Bier, kurz nach elf Uhr. Ein Gast stürmte in die Bar: „Ruf die Polizei, ’ne Schlägerei!“ Ich bin sofort raus. Ein Mädchen schrie um Hilfe, neben ihm wollte ein Mann einem anderen ein Messer in den Bauch stoßen. Das Opfer versuchte mit bloßen Händen, die Klinge festzuhalten. Ich packte die Hand des Messerstechers und wollte sie wegrehen, aber sie war zu glitschig. Der Täter wechselte das Messer in die andere Hand. Und ich realisierte: Was ich tue, ist gefährlich! Bin zwei Schritte zurück. Aber der Täter ging wieder auf das Opfer los. Ich riss ihn von hinten zu Boden und schrie: „Nehmt ihm das Messer weg!“ Das schwer verletzte Opfer trat mit letzter Kraft darauf, die Klinge brach.

Der Bundesinnenminister hat mir einen Preis für Zivilcourage überreicht, in der Sendung „Aktenzeichen XY“. Ich habe mich gefreut, es gab 10 000 Euro, davon konnte ich ein paar Sachen abbezahlen, ein Kanu kaufen und nach Argentinien reisen. Aber dass solch ein Preis bei Zuschauern etwas bewirkt, kann ich mir nicht vorstellen.

Ich bin mehr oder weniger auf der Straße aufgewachsen. Meine Kindheit war nicht die beste, ich zog mit „Problemkindern“ herum. Wenn es Ärger gab, war ich dabei. Ich bin neugierig, danebenstehen und zugucken kann ich nicht. Warum Menschen bei einem Unfall weiterfahren, statt zu helfen, ist mir unbegreiflich. Am Straßenrand stand mal ein brennendes Auto, der Fahrer noch drin – ich bin sofort hin, wie auf Knopfdruck. Bei einem Osterfeuer haben mal drei Typen in einer dunklen Ecke jemanden verprügelt. Ich habe die auseinandergerissen, und die drei sind auf mich los. War mir egal. So etwas Ungerechtes kann ich nicht leiden. Bei der Messerstecherei dachte ich nur: Du kannst nicht zulassen, dass hier ein Mensch getötet wird. Angst hatte ich nicht. Die Nase des Opfers war fast abgeschnitten, Wangen und Hände waren zerfleischt. Ich schrie den Täter an: „Was hast du getan?“

Zweiten Weltkrieg, um anschließend von allen Europäern „Mut zur Veränderung“ zu fordern.

Als wäre Mut ein zauberhafter Wirkstoff gegen Probleme aller Art. Und ständig knapp. Wir brauchen mehr davon, heißt es in den Reden von Politikern, ob Mut zur Freiheit, zur Wahrheit, zur Meinung, zur Verantwortung, zur Lücke oder zum Risiko. Auffallend nur, dass die Bitte meist mit hehren, abstrakten Begriffen verknüpft wird. Kaum einer verlangt Mut in Reinform.

Denn: Niemand weiß genau, was Mut eigentlich ist.

Wer freiwillig ein persönliches Risiko eingeht, handelt mutig – auf diese Losung immerhin können sich fast alle Mut-Forscher einigen. Aber „freiwillig ein Risiko eingehen“ – das tun auch Drogenkonsumenten und Glücksspieler. Denen aber fehlt etwas Entscheidendes: „Mut muss ein höheres Ziel haben“, sagt Cynthia Pury von der Clemson University in South Carolina. Die Psychologin interessiert, was dem Phänomen Mut seine Strahlkraft – und Sprengkraft – verleiht. Viele kleine und große Abenteuer hat sie analysiert: „Wenn wir ein Wagnis bewundern, meinen wir vor allem dessen Ziel. Und das muss ein nobles sein.“

Aber was genau ist nobel? Sind das nur die großen, ethischen Werte? Glück oder Gerechtigkeit? Im Grunde kann ein höheres Ziel durchaus auch ein sportliches sein: einen Berg zu bezwingen, sich im Boxkampf einem starken Gegner zu stellen; den Grand Canyon auf einem Drahtseil zu überqueren oder auf einem S-Bahn-Waggon durch einen Tunnel zu surfen.

Moment, mögen einige einwenden. Den Bergsteiger und den Boxer – sie darf man mutig nennen. Aber balanciert der Seiltänzer nicht nah an der Fahrlässigkeit? Fällt der S-Bahn-Surfer nicht in die Kategorie „Verbotener jugendlicher Leichtsinn“?

Die Antwort: Ansichtssache. Den Seilakrobaten mag man gar verantwortungsbewusst finden, wenn man weiß, wie professionell er sich vorbereitet und dass er mit solchen Aktionen das Studium seiner Kinder finanziert. Und der illegale S-Bahn-Surfer – im Urteil seiner Freundesgruppe zeigt er, dass er Mumm besitzt.

Und nein, es sind auch nicht nur Extremisten, die Beispiele für fragwürdigen Mut liefern. Auch Durchschnittsmenschen tun das: So fuhr einmal eine kalifornische Familie an einer Klippe entlang. Vom Rücksitz warf das Kind seinen Teddy aus dem Fenster, er segelte in die Tiefe. Drama! Mutig beschloss der Vater, die Wand hinabzuklettern, auf halber Strecke blieb er stecken. Die Mutter stieg hinterher, blieb ebenfalls stecken. Der Rettungsdienst kam... Diese Zeitungsmeldung ist Cynthia Purys Lieblingsbeispiel für die unterschiedliche Sicht auf Alltagsmut.

„Die meisten Leser finden diese Eltern schlicht dämlich“, sagt Pury. Aber die Forscherin hat selbst drei Kinder und weiß,



»SO ETWAS
UNGERECHTES
KANN ICH
NICHT LEIDEN«



»GRAUENHAFT.
MEIN HERZ
WUMMERTE, ICH
BEKAM
KAUM LUFT«

ELKE SOEFFKY, 68

DIE ANGSTBEFREITE

Vor über 40 Jahren saß ich in einem vollen Theatersaal. Plötzlich wurde mir schwindelig. Ich wollte raus, konnte aber nicht. Panik. Jahre später wachte ich in unserer Ferienwohnung im Schwarzwald auf, es war stockdunkel. Panik. Seitdem mied ich volle Theater und dunkle Zimmer. Jahrzehntlang mogelte ich mich so durch. Aber seit mich eine Freundin mal versehentlich im Auto einschloss, überrollte mich die Angst ohne Vorwarnung, ohne Anlass. Grauenhaft: Das Herz wummert, mir wird heiß, der Mund ist kochentrocken, ich bekomme kaum Luft.

Ich suchte Hilfe bei einer Psychotherapeutin, aber die fragte nur nach meinen Gefühlen – das fand ich furchtbar. Dann las ich von Konfrontationstherapien in der Berliner Charité. Der rationale Ansatz gefiel mir: Ich lernte, dass mein Gedächtnis fehlgekoppelt ist; dass ich durch Übung meine Erinnerung an Dunkelheit und Kino positiv überschreiben kann. Und: Eine Panikattacke dauert bei mir maximal zehn Minuten. Wenn man die Angst „durchziehen“ lässt, verschwindet sie wieder.

Nach zwölf Sitzungen sollte ich drei Situationen nennen, die mir am schlimmsten vorkamen. Ich wählte: volles Kino, Fahrstuhl, eingesperrt sein in einer Kammer. Im Kino lief „Ein guter Tag zum Sterben“ mit Bruce Willis. Vor dem Eingang beschrieb ich der Therapeutin meine Angst, auf einer Skala von eins bis zehn erreichte ich den Höchstwert. Dann saß ich im Saal – und es ging! Auch das Aufzugfahren. Die Schritte zur Besenkammer fielen mir unendlich schwer, doch als die Therapeutin von außen den Schlüssel umdrehte, überkamen mich Glücksgefühle: Ich hatte es geschafft!

Seither trainiere ich, auf Flugreisen schließe ich mich in der Bordtoilette ein, in Myanmar habe ich zweieinhalb Stunden in einer Buddha-Höhle ausgeharrt. Früher bin ich vor jeder Attacke geflohen, bin aus dem Bett gesprungen, war aus der Spur, jetzt stelle ich mich der Angst. Es funktioniert, ich fühle mich befreit.

welchen Wert ein Schmusetier für das Seelenheil eines Kindes (und das der Eltern) darstellen kann. Sie lächelt gequält. „Ich hätte wohl ähnlich gehandelt – trotz meiner Höhenangst.“ Es ist nicht leicht zu erkennen, aber die waghalsigen Eltern verfolgten durchaus ein moralisch wertvolles Ziel: das Glück ihres Kindes.

Ist Mut nur Mut, wenn er sinnvoll ist?

Bei solchen Zielen sind wir uns meist einig, dass sie Mut rechtfertigen, auch wenn die Verhältnismäßigkeit der Mittel umstritten bleibt. Auch wer sonst seine eigene Gesundheit riskiert, um andere Menschen dem drohenden Tod zu entreißen, erntet immer und unweigerlich Applaus. Nicht zufällig dient der Feuerwehrmann als Ikone für unzweifelhaftes Heldentum. Moralisch hochwertige Absichten darf man auch einer Frau unterstellen, die in der U-Bahn einen Fahrgast gegen rassistische Pöbeleien verteidigt; oder einem Reporter, der aus erster Hand über die Drogenmafia berichtet. Allesamt mutig, ohne Wenn und Aber.

Und was ist mit einem wie Felix Baumgartner, dem Stratosphärenspringer? Mutig oder übermütig? Das hing für viele Kommentatoren davon ab, wie glaubwürdig man das „höhere Ziel“ des riskanten Unterfangens fand: die Forschung. Wie sinnvoll Baumgartners Beitrag dazu war, ist bis heute umstritten.

Auch Whistleblower, die Missstände in Behörden und Unternehmen öffentlich machen, verfolgen meist ein höheres Ziel. („Gerechtigkeit“). Doch wird es hier noch kniffliger. Edward Snowden, der ehemalige Geheimdienstagent, der britische und US-amerikanische Abhörpraktiken öffentlich machte, wird weltweit als Held gefeiert. In den Augen vieler US-Amerikaner (und nicht weniger Europäer) ist er dagegen ein Verräter, der vor Gericht gestellt gehört. Und sich feige versteckt hält.

Und es gibt noch heiklere Fälle. Nach dem Anschlag auf das World Trade Center im September 2001 verurteilte Präsident George W. Bush die „feigen“ Taten der Terroristen. Der Satiriker Bill Maher ätzte dagegen in seiner Fernsehshow „Politically Incorrect“: „Im Flugzeug bleiben, bis es ins Gebäude einschlägt? Sagen Sie, was Sie wollen – das ist nicht feige. Marschflugkörper aus 2000 Meilen Entfernung abfeuern. Das ist feige.“

Maher verlor wegen dieser Bemerkung seine Show. Aber der nüchterne Blick eines Mut-Forschers würde ihn bestätigen. Der Psychologe Andrew Silke, Direktor für Terrorismus-Studien an der Universität Ost-London, sagt: „Natürlich sind Terroristen mutig, wie andere Menschen auch.“ Silke hat Lebensläufe und Tiefeninterviews mit deutschen, italienischen, baskischen, nordirischen und palästinensischen Untergrundkämpfern ausgewer-

DER INFORMANT

„Was machen wir mit den 18 Millionen Kronen?“, fragte ich den Finanzchef. „Die haben wir zu viel bekommen.“ Er sagte, das sei Sache der Firmenleitung. Anfang 2001 arbeitete ich als Controller bei Siemens Business Services (SBS) in Oslo. Wir verkauften Computersysteme an das Verteidigungsministerium und stellten viel mehr in Rechnung als vertraglich erlaubt. Ich hatte meine Bedenken geäußert, aber ich brauchte den Job, wir hatten ein Haus gekauft, unser Sohn war unterwegs. Doch dann schickte Siemens Ethik-Richtlinien: Wir sollten uns per Unterschrift verpflichten, Gesetze zu beachten und Unregelmäßigkeiten zu melden, auch anonym.

Schriftlich bat ich meinen Chef, er möge die Sache mit dem Ministerium klären. Keine Antwort. Im Januar 2004 informierte ich SBS in München, anonym. Keine Reaktion. Ich hakte nach, eine Konferenz wurde einberufen. Der Vorstandsvorsitzende warf meine Unterlagen auf den Tisch und rief: „Wir haben einen Maulwurf!“ Dabei sah er mich an. Ein Tribunal. „Schluss mit der Karriere“, dachte ich.

Kollegen mieden mich. Man attestierte mir miserable Leistungen, Ende 2004 die Kündigung. Aber ich habe einen angeborenen Kampfgeist. Mein Vater war ein Klippenspringer, ich war Kickboxer und Ringer. Ich klagte gegen die Kündigung. Informierte die Zentrale der Siemens AG um Heinrich von Pierer. Schmuggelte Unterlagen nach Hause, die den Betrug belegten – es ging inzwischen um fast 80 Millionen Kronen.

Als aus München keine Unterstützung kam, rief ich Journalisten an. Sie berichteten. Vor Gericht bestätigten Kollegen meine Version. Kurz darauf befand eine Regierungskommission, SBS habe das Ministerium betrogen und Offiziere bestochen. Im Frühjahr 2006 erklärte Siemens, ich hätte recht. Noch lange erhielten wir anonyme Anrufe und Morddrohungen. Meine Frau brach zusammen, sie war ein Jahr lang arbeitsunfähig. Ich bekam Bauchschmerzen bis zur Ohnmacht. Noch einmal würde ich das nicht durchstehen.

tet. Sein Fazit: Diese Leute seien weder Wahnsinnige noch sadistische Fanatiker. Sie seien psychisch sogar sehr gesund. Wer sie als feige bezeichne, so Silke, der meine nicht ihr Verhalten. „Der ist bloß nicht einverstanden mit den Zielen der Attentäter.“

Wenn man Mut definiert als freiwilliges Eingehen eines Risikos für ein – subjektiv definiertes – höheres Ziel, und sei es auch mit Todesopfern verbunden, dann müssten Terroristen als genauso mutig gelten wie Feuerwehrleute oder Rettungsschwimmer. Oder wie der geschasste Fernsehmoderator Bill Maher, der ebendiese Wahrheit aussprach.

Die Schlange nahe an sich heranlassen

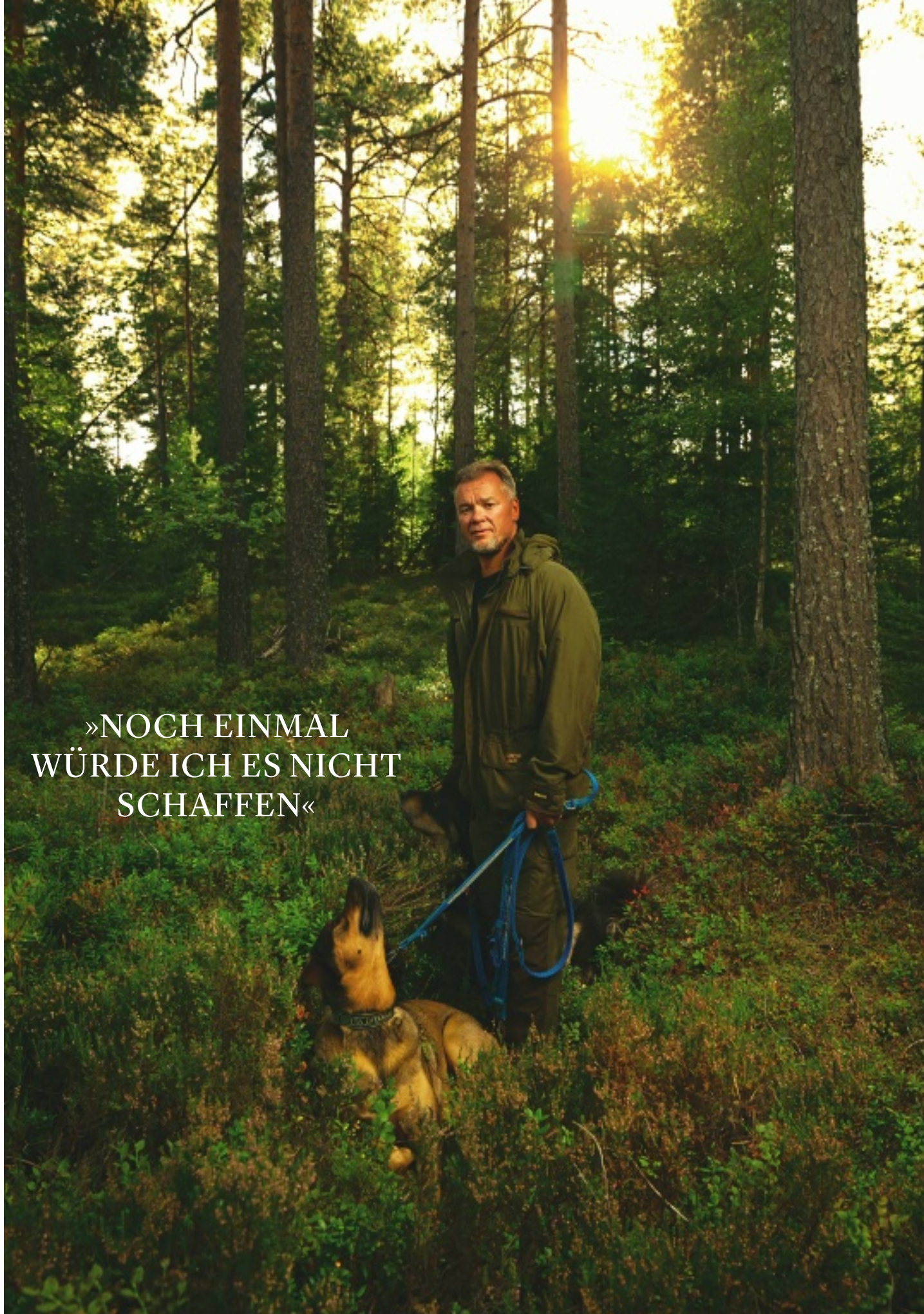
Schon das Reden über Mut kann also Ärger bringen. Denn bevor wir einem Mutigen Anerkennung zollen, fragen wir uns: Wozu tut er das? Und die Antwort muss uns gefallen. Im Glanz des Muts spiegelt sich mithin unsere Sicht auf unsere eigene Welt, er ist gleichsam das Messer, mit dem wir sie in gut und böse teilen. Kein Wunder, dass sich Mut nur schwer fassen lässt. Denn immer ist Mut-Forschung verknüpft mit philosophisch und politisch heiklen Fragen nach dem Sinn des Lebens oder der Verantwortung des Einzelnen. Fragen ohne klare Antworten. Das erschwert den Mut-Forschern die Orientierung in ihrem tückischen Feld.

Sie nähern sich dem Phänomen Mut darum, taktisch geschickt, von zwei Seiten – von innen und von außen. Die einen, Soziologen, Historiker und Sozialpsychologen wie Fischer oder Pury, betrachten das Umfeld: Wie bewerten Mitmenschen eine gewagte Tat? Wann zollen sie wie viel Respekt? Welches Umfeld begünstigt oder bremst die Courage?

Die anderen, Neurologen und Psychologen, untersuchen, wie Mut im Inneren entsteht: Was motiviert Menschen, Risiken einzugehen? Mit welcher Kraft trotzen sie Gefahren? Lernen sie, die Angst zu überwinden – oder können das manche Menschen einfach besser als andere?

Über die Angst, sozusagen von hinten, näherten sich denn auch israelische Neurobiologen der Courage: Sie durchleuchteten die Gehirne von Schlangenphobikern, um zu sehen, wie es in ihrem Inneren aussieht, wenn sie ihre Angst überwinden.

Yadin Dudai vom Weizmann-Institut in Rehovot schob Menschen mit Furcht vor Schlangen in einen Magnetresonanztomografen. Ans Kopfende drapierte er eine 1,50 Meter lange Kornnatter auf einem Förderband. Die Probanden konnten das Reptil per Knopfdruck stückchenweise heranholen oder von sich wegfahren. Gab eine Testperson ihrer Angst nach und verfrachtete die Schlange ans hinterste Ende des Geräts, feuerten die Neuro-

A photograph of a man with grey hair and a beard, wearing a green jacket, standing in a forest. He is holding a blue leash attached to a dog lying on the ground. The sun is shining through the trees in the background, creating a warm, golden light. The text «NOCH EINMAL WÜRDTE ICH ES NICHT SCHAFFEN» is overlaid on the image.

»NOCH EINMAL
WÜRDTE ICH ES NICHT
SCHAFFEN«

A full-page photograph of a man in a military uniform standing in the doorway of a green metal container. The man is wearing a grey uniform jacket with several medals and a red beret. He is looking directly at the camera. The container has a corrugated metal exterior. The lighting is dramatic, with strong shadows.

»ICH MUSS AN
DAS LEID
DER ANDEREN
DENKEN«

HENRY LUKACS, 32

DER SOLDAT

Ich lag hinter dem brennenden Fahrzeug, einem Mungo. Er explodierte immer wieder, weil er granatenähnliche Munition geladen hatte. Irgendwo wurde geschossen, aber ich wollte zu dem verletzten Kameraden, der neben dem Mungo lag. „Jetzt!“, dachte ich. Dann: „Doch nicht!“ Ich bin immer wieder vor und zurück.

2001 hatte ich mich bei den Fallschirmjägern beworben, weil mich das Abenteuer reizte. Ich wollte die Welt sehen. Mit dem Krieg in Afghanistan hatte ich nicht gerechnet. Im August 2008 starb mein Freund Mischa. Am selben Abend bekam ich den Einsatzbefehl: Verstärkung für Kundus. Immer mehr Kameraden fielen durch Verletzung und psychische Überlastung aus.

Ich stieg mit 30 Mann ins Flugzeug. Als wir in Usbekistan umstiegen, dachte ich: „Es wird echt. Es wird ernst.“ Am 20. Oktober 2008 rückten wir morgens um halb fünf mit über 200 Leuten aus. Gegen ein Uhr bekamen wir Meldung, es würden gleich mehrere gefundene Sprengsätze gesprengt. Viel zu früh hörten wir eine gewaltige Detonation. Ein Rauchpilz stieg da auf, wo Kameraden eine Zufahrt abgesperrt hatten. Ein Afghane hatte sich vor ihnen auf einem Fahrrad in die Luft gesprengt.

Um den Mungo lagen große Menschen in Uniform und kleine Menschen in Kleidchen. Als ich schließlich zu dem Kameraden lief, krachte es. Der Druck schleuderte mich in den Graben. Ich musste mich zusammenreißen, um noch mal loszurobben. Ich zog ihn 50 Meter ins Feld nebenan; doch er war schon tot. Zwei Soldaten und fünf Kinder starben bei dem Anschlag. Ich und drei andere bekamen als Erste seit Bestehen der Bundeswehr das „Ehrenkreuz für Tapferkeit“ verliehen. Ich fühle mich geehrt, aber ich muss oft an das Leid der anderen denken. Ich riskiere in Afghanistan mein Leben, und am Abend nach dem Anschlag habe ich nur geheult. Und trotzdem: Wie weit kann ich mich vorwagen? Diese Frage bleibt. In meiner Freizeit gehe ich Fallschirmspringen. Ich mag das Leben am Limit.

nen des Probanden im Angstzentrum des Gehirns, in der Amygdala. Gelang es einem Phobiker jedoch, die Schlange ganz nah an sich heranzulassen, so beruhigte sich sein gesamter Körper, auch die Amygdala. Stattdessen wurde eine Stelle im Frontallappen aktiv, die dafür bekannt ist, zwischen Denken und Affekten zu vermitteln. Diese Region liegt hinter den Augenhöhlen.

Wächst dort, im Gyrus Cinguli, die Courage?

Zumindest ein Teil von ihr. Mut, so zeigt dieses Experiment, ist auch eine Funktion des Verstandes. Indem die Schlangenphobiker mithilfe der vorderen Hirnhälfte bewusst einen Willen entwickelten, konnten sie ihre archaischen Affekte ein paar Schichten tiefer dämpfen.

Funktioniert der Mut so auch bei anderen, weniger panisch veranlagten Menschen? Der kanadische Psychologe Stanley Rachman, ein Pionier der Mut-Forschung, untersuchte in den 1980er Jahren, wie Menschen tapfer werden, die das von Berufs wegen sein müssen: Soldaten.

Er befragte 105 Rekruten eines Fallschirmjägerbataillons. Vor den ersten Sprüngen sollten sie mögliche Gefahren einschätzen: Fehlfunktion des Fallschirms oder Knochenbrüche bei der Landung. Ein Drittel der Rekruten äußerte keine Sorgen. Die anderen zwei Drittel hatten sowohl bei der Vorbereitung als auch während der ersten Sprünge noch Manschetten. Dann aber schwand ihre Furcht zusehends. Am Ende der Ausbildung erreichten alle Rekruten einen ähnlichen Grad an Furchtlosigkeit vor dem freien Fall. Rachman, der fortlaufend Gefühlslage und Stimmung der Probanden protokollierte, stellte fest: Im selben Maße wie ihr Mut wuchs ihr Selbstvertrauen.

Selbstvertrauen ist das beherrschende Merkmal der Mutigen. Das bestätigten weitere Untersuchungen mit Veteranen aus dem Falklandkrieg und mit Bombenentschärfungskommandos in Nordirland. Verstärkend wirken dabei gruppendynamische Prozesse wie die Moral in der Truppe, Verantwortungsgefühl und positive Vorbilder. Rachmans Ergebnisse lassen sich in drei Leitsätze gießen: Mut ist erlernbar. Mut ist ansteckend. Mut kann bis zur Furchtlosigkeit wachsen, wenn Erfahrungen aus früheren Gefahrensituationen das Vertrauen in die eigene Fähigkeit wachsen lassen, sie zu überstehen.

Die Basis der Zivilcourage

Das bedeutet: Mut muss nicht angeboren sein. Inwieweit die Voraussetzung zum Heldentum in den Genen liegt, ist aber tatsächlich kaum erforscht. Gute Erkenntnisse gibt es dagegen in der Frage, welchen Einfluss zum Beispiel Eltern darauf haben,

dass ihr Nachwuchs eine ganz besondere Form des Mutes entwickelt: die Zivilcourage.

„Eine anerkennende, achtsame und wertschätzende Erziehung ist die Basis für Zivilcourage“, sagt die Expertin Anne Frey von der Universität München. Ihre Aussagen werden gestützt von Studien über Menschen, die außergewöhnlichen Mut bewiesen: Helfer von Juden im Nationalsozialismus. Wer Verfolgte versteckte oder ihnen zur Flucht verhalf, der folgte oft Vorbildern aus seiner Jugend, die ihm die Idee von menschlicher Würde und Gleichwertigkeit nahegebracht hatten. Die sogenannten stillen Helden wuchsen demnach meist in Familien auf, in denen weniger Gehorsam als vielmehr Respekt und Verlässlichkeit im Umgang mit anderen Menschen eingefordert wurden.

Der Begriff Zivilcourage entstand im 19. Jahrhundert in Frankreich als *courage civil*. In Deutschland verbreitete ihn ausgerechnet Otto von Bismarck, ein autoritärer Kriegstreiber: „Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut“, soll er gesagt haben, „aber Sie werden nicht selten finden, dass es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.“

Der bürgerliche Mut also als Gegenmodell zur soldatischen Tapferkeit? Tatsächlich gibt es Gemeinsamkeiten zwischen diesen beiden Ausprägungen des Mutes: Beide sind lernbar, wirken in Gruppen „ansteckend“ und gründen auf Selbstvertrauen. Sowohl in einer militärischen wie auch in einer zivilen Familie wirken Verbundenheit, Verantwortungsgefühl und positive Vorbilder, im Wortsinn, ermutigend.

In einem entscheidenden Punkt allerdings ist Zivilcourage etwas ganz anderes als gut trainierte Tapferkeit, ja vielleicht sogar eher deren Gegenteil: Der Soldat, und auch der Feuerwehrmann oder der Polizist, zeigt eine berufsmäßige, erwartete Bereitschaft zum persönlichen Risiko. Und zwar tut er das im Rahmen einer Gruppe, die strukturiert ist durch strikte Handlungsabläufe und Gehorsam. Zivilcourage dagegen offenbart sich aber gerade in der Fähigkeit, sich über Gruppennormen hinwegzusetzen, auf eigene Verantwortung zu handeln, im wahrsten Sinne des Wortes einsame Entscheidungen zu fällen. Denn wer Nazipöblern die Stirn bietet, riskiert nicht nur, verletzt zu werden, er kann auch nicht auf die Solidarität unbeteiligter Zuschauer hoffen. Er steht allein.

Als Peter Fischer, der Mut-Forscher aus Regensburg, gegen die Grölenden aufstand, da spürte er zum einen nackte Angst. Noch mehr aber: Empörung und Wut. Diese beiden Gefühle waren stärker, sie veranlassten ihn, sich mit einer kräftemäßig überlegenen Meute anzulegen. Hier zeigt sich ein weiterer Unterschied zur militärischen Tapferkeit: Der Soldat wird trainiert,

MAHIENOUR EL-MASSRY, 27

DIE ANWÄLTIN

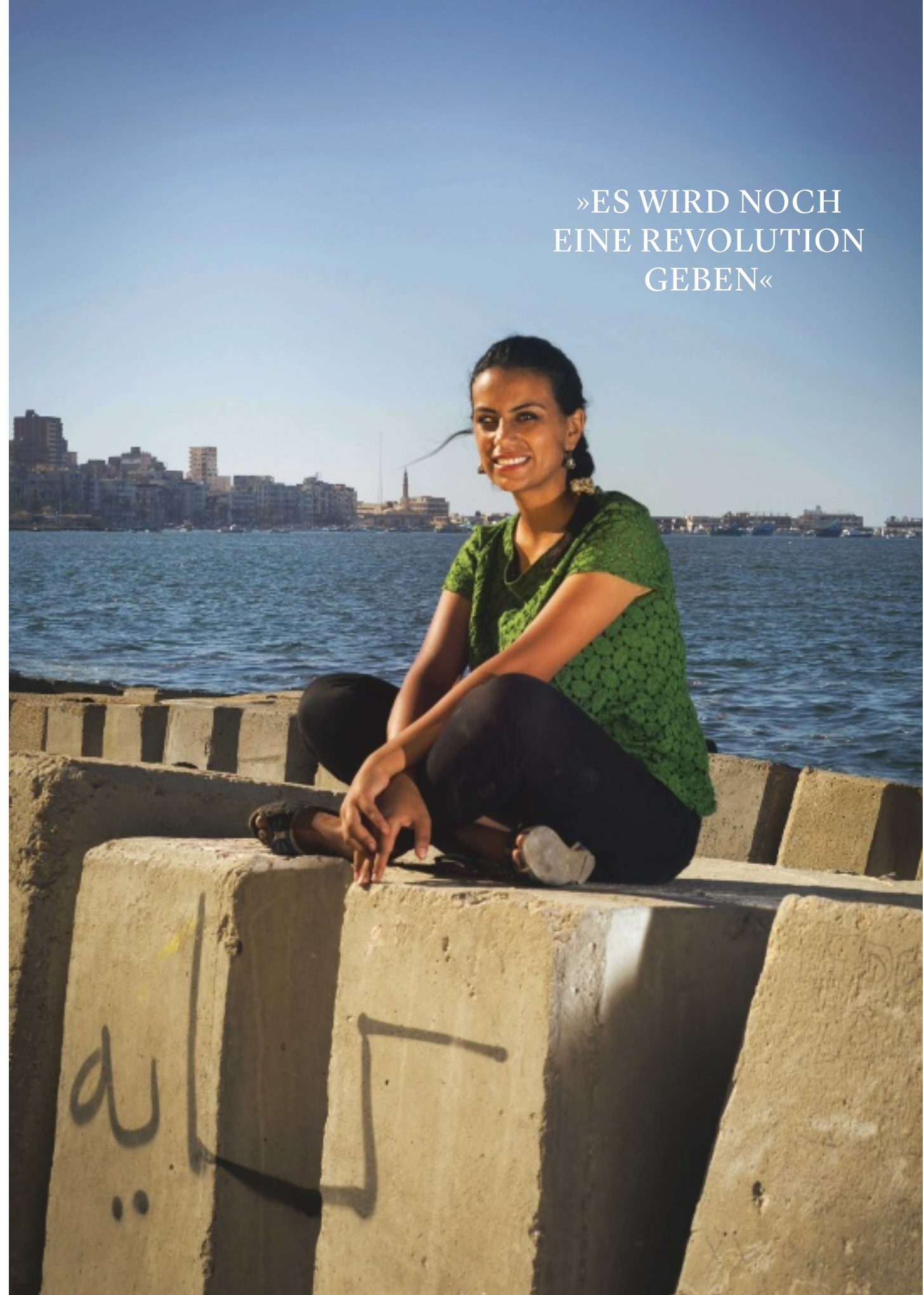
Meine Tante war das schwarze Schaf der Familie. Sie zeigte mir, dass es mehr gibt als die enge, konservative Mittelschicht, in der ich aufwuchs. Sie lebte unter armen Leuten, kochte für sie, spielte Theater. „Das Volk ist stärker als die Tyrannei“, war ihre Botschaft. Durch sie lernte ich, mein blindes Auge zu akzeptieren – „niemand ist perfekt“, sagte sie. Sie lächelte, war bescheiden und hatte Würde. Sie war Kommunistin. 2000 starb sie, da war ich 14 Jahre alt.

Mit 19 demonstrierte ich zum ersten Mal. „Kifaja!“, riefen wir, „es ist genug!“ – die ersten Proteste gegen Mubarak. Polizisten begrapschten uns Frauen, um uns einzuschüchtern. 2008 wurde ich zum ersten Mal verhaftet. Mit Freunden stand ich auf dem Polizeirevier, Gesicht zur Wand, und bekam einen hysterischen Lachanfall. Sie schlugen uns, wir sangen ein arabisches Lied, übersetzt: „Baby come and see what happened to us.“ Angst hatte ich nur, dass mein Vater etwas erfährt. Meine Mutter verheimlichte ihm, dass ich mit Aktivisten unterwegs war, oft tagelang. Er glaubte, ich sei in meinem Zimmer.

Alexandria hat keinen so großen Ort wie den Tahrir-Platz in Kairo. Die Revolution 2011 zog durch die Straßen, die Anwohner schlossen sich ihr an. Am 28. Januar wollten Leute aus dem Armenviertel eine Polizeistation stürmen, in denen sie misshandelt worden waren. Einer von ihnen sagte, ich solle nach hinten gehen. Ich sei gebildet, ich könne dem Land mehr geben als er. Dann schossen Scharfschützen der Polizei. Wir rannten, viele starben, er vielleicht auch.

Diese Brutalität macht mich immer wütender. Als Anwältin helfe ich streikenden Arbeitern und Flüchtlingen aus Syrien; ich unterstütze Kampagnen für eine gewählte, verfassungsgebende Versammlung, Gewerkschaften, unabhängige Gerichte und die Entmilitarisierung der Wirtschaft. Abends können wir uns nicht treffen wegen der Ausgangssperre. Aber tagsüber sehe ich all die, mit denen zusammen ich mich wie ein Riese fühle. Es wird eine weitere Revolution geben.

»ES WIRD NOCH
EINE REVOLUTION
GEBEN«



Viele Menschen zögern, einem Opfer von Pöbel- oder Prügelattacken beizustehen. Aber wer ein paar Hinweise beachtet, schafft gute Voraussetzungen, einen Ernstfall heil zu überstehen – mit dem guten Gefühl, geholfen zu haben. Experten empfehlen:

Schauen Sie gut hin: Braucht jemand ernsthaft Hilfe?

Im Bus: Sagen Sie dem Fahrer Bescheid. **In der U-Bahn:** Ziehen Sie im nächsten Bahnhof die Notbremse.

Rufen Sie zuerst die Polizei.

Ziehen Sie Umstehende in die Verantwortung, indem Sie sie konkret ansprechen: „Sie, in der blauen Jacke, rufen Sie die Polizei!“ „Sie, im karierten Hemd, bitte helfen Sie mir!“

Sprechen Sie laut und deutlich. Die Täter sollen merken, dass Gegenwehr organisiert wird. Damit rechnen sie nicht, das schüchtert sie in der Regel ein.

Vermeiden Sie eine Verschärfung der Situation. Gehen Sie weder aggressiv noch provokativ gegen die Täter vor, lassen Sie sich auf keine Diskussion ein.

Falls Sie die Täter ansprechen: Siezen Sie sie. Das schafft Distanz – und Umstehende kommen nicht auf die Idee, Sie würden sich nur mit Freunden streiten.

Ziehen Sie das Opfer aus der Situation. Laden Sie es ein, sich zu Ihnen zu setzen. Oder fassen Sie es am Arm und schieben es von den Tätern weg.

Lassen Sie die Täter laufen. Aber merken Sie sich deren Aussehen, um sie der Polizei beschreiben zu können.

Weitere Informationen: www.aktion-tu-was.de, www.polizei-beratung.de. Oft bietet die Polizei zudem Schnellkurse in Zivilcourage für Menschen verschiedener Altersstufen an; dabei wird in realitätsnahen Rollenspielen effektives Verhalten geübt.

starke Gefühle zu unterdrücken, weil sie zu unberechenbarem Verhalten führen können. Der Zivilcouragierte indes ist auf ein gewisses impulsives Aufbrausen angewiesen – sonst würde er es gar nicht wagen, gegen eine Mehrheit vorzugehen.

Wie der Manager Dominik Brunner, der im September 2009 in einer Münchener S-Bahn vier Schüler gegen zwei aggressive Jugendliche verteidigte: Als die Schüler bereits außer Gefahr waren, konnte Brunner seine Wut noch immer nicht bezähmen, setzte nach und schlug einen der Jugendlichen. In der darauf folgenden Schlägerei ging er zu Boden und starb – aufgrund eines schon vorher bestehenden Herzfehlers, wie sich später herausstellte. Brunner wurde zum Helden erklärt. Experten aber kritisieren, er habe überreagiert.

Dies ist das Dilemma des zivilcouragierten Menschen: Seine Haltung gründet zwar auf einer wohlüberlegten, vernünftigen Idee – der von einer gerechten Gesellschaft und dem respektvollen Umgang miteinander. Gerät er aber in eine Situation, in der

dieses Ideal mit Füßen getreten wird, packt ihn ein Strudel irrationaler Einflüsse.

Besonnenheit ist dann nicht seine größte Stärke.

Kriegsgeheul und Selbstbeherrschung

„Mut ist eine gefährliche Tugend“, sagt Ryan K. Balot, Professor für Politik und Altertum an der Universität von Toronto. Den Konflikt des Mutigen – die Zerrissenheit zwischen Verstand und Affekt, Ethik und Aggression – haben schon die alten Griechen erkannt. Balot interessiert, wie hilfreich die Lösungsvorschläge der griechischen Philosophen heute sein können.

Die Griechen nannten „Mut“ ursprünglich *andreia*, wörtlich: Männlichkeit oder Machismo. Mutig waren demnach allein die Krieger, die sich unbeugsam in blutige Schlachten stürzten und zu Hause ihre Frauen unterwarfen.

Die Philosophen des demokratischen Athen stellten aber fest, dass dieser Macho-Mut nicht nur Siege auf dem Schlachtfeld hervorbrachte, sondern auch sinnlose Gewaltorgien. Dass er Feindbilder und imperialistische Bestrebungen beförderte – und die Entwicklung einer demokratischen Gesellschaft behinderte.

Der Philosoph Platon forderte daher die Koppelung von *andreia* mit *sophrosune*, der Selbstbeherrschung. Außerdem müsse Mut anderen Tugenden zu Diensten sein – der Vernunft etwa, und dem Streben nach Gerechtigkeit. Damit nicht genug. Er ging einen für seine Zeitgenossen schockierenden Schritt weiter: Auch Frauen könnten mutig sein. Wahrer Mut, fand Platon, beweise sich auch im Alltag; in freier Rede, im Kampf mit einer Krankheit oder bei der Geburt eines Kindes.

Könnte sich dieses revolutionäre Konzept in den folgenden 2000 Jahren durchsetzen? Erkennen und benennen wir den Mut in unserem Alltag, auch wenn er nicht spektakulär daherkommt?

Kaum. Wenn von Mut als erstrebenswerter Tugend die Rede ist, wird meist noch immer auf Aristoteles verwiesen. Der aber widersprach Platon: Die Kombination von Mut und Klugheit fand er zwar sinnvoll, doch reduzierte er den Begriff auf militärische Tapferkeit. Alltägliche (oder gar weibliche) Spielarten des Mutes schloss er aus. So wie wir heute auch die kleinen Selbstüberwindungen im Leben nicht als das erkennen, was wir Mut nennen.

Und die Zivilcourage? In Platons Idee schon angelegt, gilt sie heute zwar in demokratischen Staaten als Ideal. Doch wie mangelhaft es in der Wirklichkeit um dieses Ideal bestellt ist, zeigt zum Beispiel ein Blick in die Arbeitswelt. Das Büro ist die Dunkelzone der Feigheit. Wer gegen Mobbing, Sexismus, versteckte Vorteilsnahme oder Korruption protestiert, steht oft einer

„Als Musiker trete ich bis zu
150 Nächte im Jahr auf.
Damit ich trotzdem gut schlafen
kann, habe ich die Sparkasse.“

Paul van Dyk, DJ, Musik-Produzent
und Sparkassen-Kunde

Die Finanzberatung der Sparkasse – Vermögen braucht Vertrauen.

Sparanlagen. Wertpapiere. Immobilien.



Bei der größten Finanzgruppe Deutschlands sind die Vermögensspezialisten nicht nur erfahren, sondern auch immer in Ihrer Nähe. Wir analysieren Ihre Bedürfnisse individuell und bieten von Sparanlagen, Wertpapierberatung bis Portfolio-management optimale Lösungen aus einer Hand. Mehr Informationen in Ihrer Geschäftsstelle oder unter www.sparkasse.de.
Wenn's um Geld geht – Sparkasse.



Im Prinzip nutzlos, was ich mache – auf den ersten Blick. Man muss nicht klettern, schon gar nicht „free solo“, also ohne Seil und Haken. Ein Fehler, und ich bin tot. Doch der Gewinn ist ein ungeheuer intensives Erlebnis. Es kommt nicht nur darauf an, wie viele Jahre du lebst, sondern wie du diese Jahre mit Leben füllst.

Hätte ich keine Angst, wäre ich längst abgestürzt. Die Angst ist mein Freund, der mir den richtigen Weg zeigt. Macht mich die Angst nervös und erzeugt ein ungutes Bauchgefühl, kehre ich um. Am Schleier Wasserfall in Tirol zum Beispiel bin ich 2004 eine Route „free solo“-geklettert. Ab einer bestimmten Stelle, dem „point of no return“, gibt es kein Zurück mehr, du musst bis oben durchsteigen. Zweimal habe ich angesetzt. Doch erst beim dritten Mal war ich im tiefsten Innern überzeugt, ich schaffe es, und habe durchgezogen. Wenn es wirklich zur Sache geht, stelle ich mir vor, ich öffne eine Tür und betrete einen Raum. Er ist leer, ich bin auf mich allein gestellt. Langsam durchquere ich ihn wie ein Seiltänzer, bis ich zu einer zweiten Tür gelange. Die Wände des Raumes schützen mich vor Ablenkung. Wenn ich durch die zweite Tür gehe, habe ich es geschafft. Dann erlebe ich einen wunderbaren Rausch.

Als ich in München Physik studierte, lief ich oft die Treppe hinauf, von der die Geschwister Scholl ihre Flugblätter gegen das Naziregime warfen. Ich bewundere sie. Eine sehr schwierige Kletterroute habe ich nach ihnen benannt: „Weiße Rose“. Hätte ich mich ihrem Widerstand angeschlossen? Ich hoffe es, aber ich weiß es nicht. Die Courage der Geschwister war eine andere als meine – sie wurden Opfer ihres Ideals. Auch ich spüre die Nähe des Todes, aber ich liebe das Leben.

schweigenden Mehrheit von Kollegen gegenüber und muss Sanktionen durch Vorgesetzte befürchten, die in ihrem Laden Ruhe haben wollen. Der Arbeitsvertrag verbietet, sich an die Öffentlichkeit zu wenden – Betriebsgeheimnis contra Zivilcourage. Und trotz vielfacher Forderungen gibt es bis heute keinen gesetzlichen Schutz für Whistleblower, die zum Beispiel strafbares Verhalten ihres eigenen Arbeitgebers oder Chefs anzeigen.

Wie bewusst ist den Mutigen ihr Wagnis?

Als mutig gelten: Das hat heute wie vor 2000 Jahren viel mit Männlichkeit und Stärke zu tun. Wir neigen dazu, kämpferische, todesmutige Wagnisse zu heroisieren – zulasten von alltäglichen. Den Grund dafür beschreibt die Psychologin Cynthia Pury klar: Wir haben eine verzerrte Wahrnehmung von Mut. Je riskanter ein Wagnis, desto mehr staunen wir. Eine Steilwand ohne Sicherung zu erklettern, einem Messerstecher die Waffe zu entreißen, gegen eine brutale Staatsmacht zu revoltieren – Respekt!

Dem entgegen steht die Sicht des Mutigen selbst auf seine Tat. Er findet oft ganz und gar nicht, dass er ein hohes Risiko eingeht – sonst würde er es gar nicht eingehen. Der Kletterer hat zuvor jeden Quadratzentimeter der Wand vorsichtig erkundet – er ist überzeugt, dass er es schafft. Die Revolutionärin fühlt sich unbesiegbar in der Masse Gleichgesinnter, aufgeputscht durch die Wut über das Unrechtsregime.

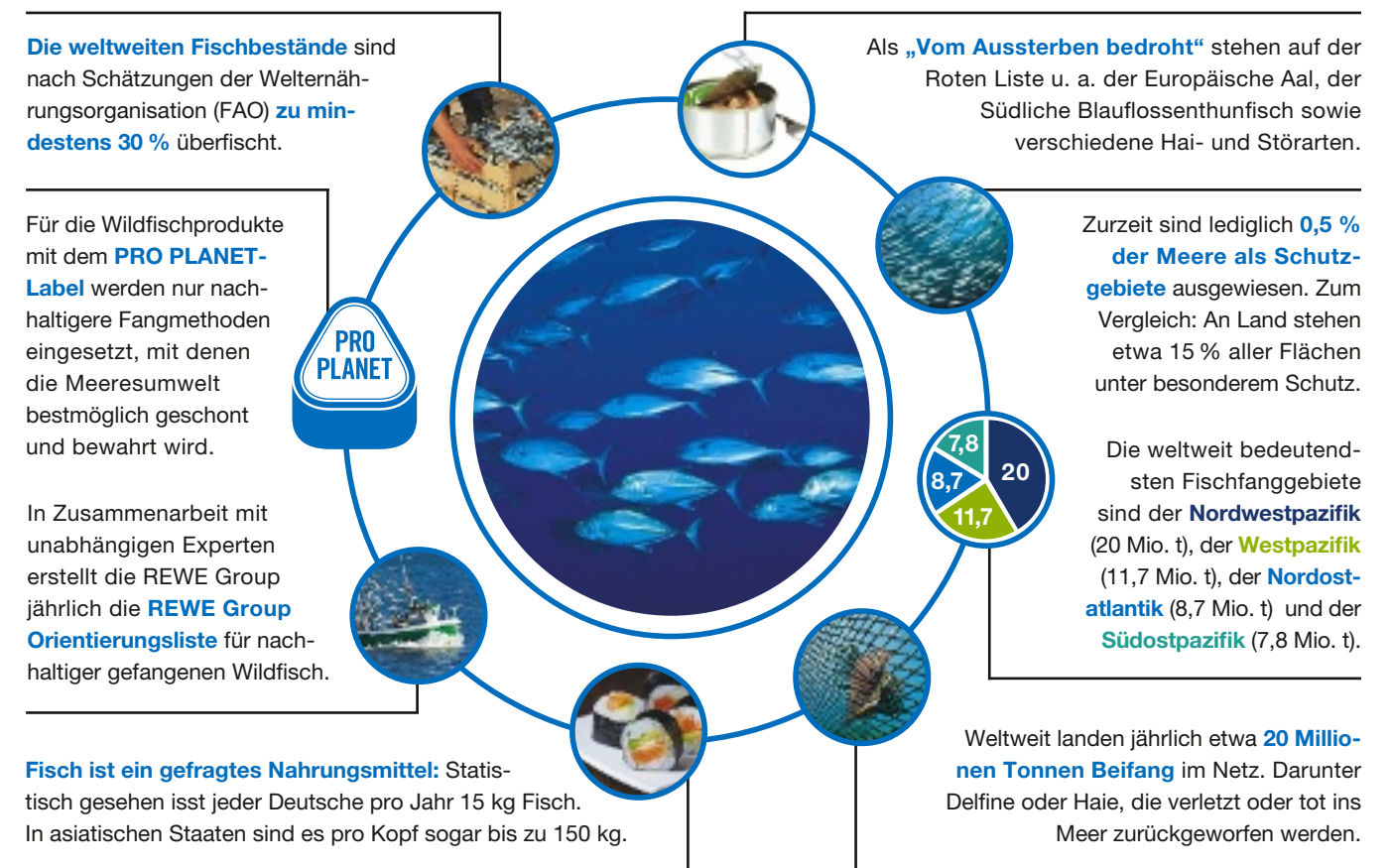
Wer Interviews mit geehrten Mutigen liest, entdeckt eine wiederkehrende Aussage: „Ich bin kein Held.“ Gefolgt von mehr oder weniger gestammelten Beteuerungen wie: „So hätte doch jeder andere auch gehandelt. Ich konnte gar nicht anders.“

Courage Blindness nennt das der Psychologe Robert Biswas-Diener – die Blindheit des Mutigen für die eigene Leistung. Was Außenstehende für falsche Bescheidenheit halten, ist in Wahrheit eine Folge der subjektiven Risikowahrnehmung. Der Mutige geht nur Risiken ein, von denen er glaubt, sie seien so klein, dass er sie bewältigen kann. Andernfalls hielte ihn die Angst zurück.

Eine weitere Verzerrung: In der Rückschau eines Mutigen gerät dessen eigene Courage ihm selber oft in den Hintergrund. Wer sich erinnert, wie er die ersten Schlittschuhschritte gewagt oder dem Lebenspartner etwas Peinliches gestanden hat, dem fällt vor allem die Angst ein, die er dabei überwinden musste. Ein typisches Phänomen, wie Cynthia Pury in vielen Befragungen feststellte. In öffentlichen Lobpreisungen von Mutigen hingegen, in den Laudationes bei den Preisverleihungen der Carnegie Hero Fund Commission etwa, werde niemals erwähnt, dass ein Held gegen seine Furcht ankämpfen musste.

Rettung für den Wildfisch

Rund 30.000 Fischarten gibt es weltweit. Gefangen und verzehrt werden hauptsächlich wilde Fische aus dem Meer. Doch viele Populationen schrumpfen dramatisch



VERANTWORTUNG FÜR DIE NATUR

Schritt für Schritt zu mehr Nachhaltigkeit: Dafür hat die REWE Group das PRO PLANET-Label ins Leben gerufen. Mit ihm werden Produkte gekennzeichnet, die Umwelt und Gesellschaft während der Herstellung, Verarbeitung oder Verwendung weniger belasten. Den Vergabeprozess begleitet ein unabhängiger Beirat aus Experten von Nichtregierungsorganisationen. Derzeit tragen rund 400 Produkte das PRO PLANET-Label, darunter auch der Wildfisch in den Produkten der REWE Group Eigenmarken.



Mehr erfahren:
QR-Code mit dem Handy scannen,
und ab geht's zu
www.proplanet-label.com



SOZIALPSYCHOLOGIE

WARUM WIR (NICHT) HELFEN

Eine alltägliche Szene: Vor einem Einkaufszentrum schubsen ein paar Jungen einen anderen umher, bespuken ihn. Viele Passanten – aber niemand greift ein. Das ist der „Bystander-Effekt“: Je mehr Menschen Zeuge werden, desto weniger fühlt sich der Einzelne in der Pflicht, zu helfen. Weil a) er sich an anderen orientiert, die auch nichts tun, b) er Angst hat, sich zu blamieren, c) sich die Schuld des Nicht-Helfens auf viele Schultern verteilt.

Peter Fischer von der Universität Regensburg hat jedoch Experimente durchgeführt, die darauf hinweisen: Wenn es hart auf hart kommt, helfen wir meist doch. Testpersonen sollten eine angeblich „echte“ erste Begegnung zwischen einem Mann und einer Frau bewerten: Wie ist deren Körpersprache, wie sympathisch sind sie einander? Die Begegnung der beiden werde live aus dem Nebenraum übertragen, sagt man den Testpersonen. Auf einem Bildschirm verfolgen sie, wie das Paar zunächst über Hobbys plaudert. Dann streut der Mann anzügliche Bemerkungen ein, beleidigt und betatscht die Frau. Sie wehrt sich, will aus dem Raum fliehen. Der Mann versperrt den Weg. Dann fällt die Kamera um, das Bild wird schwarz. Würden die Testpersonen eingreifen?

Der Test hatte zwei Versionen: In der einen agiert ein schwächerer Mann, der Frau körperlich unterlegen. In der anderen geht ein muskulöser Typ auf die Frau los. Ergebnis: Fast alle Probanden versuchten, die Frau gegen den Grobian zu verteidigen – unabhängig davon, ob auch „Bystander“ die Szene verfolgten. Bei dem schwächeren Mann unternahmen viele nichts. Übertragen auf die Szene am Einkaufszentrum: Die Passanten glaubten, das Pöbel-Opfer sei (noch) nicht wirklich in Not. Peter Fischer: „Jeder Mensch ist fähig zur Zivilcourage – wenn er erkennt, dass ein Opfer ernsthaft gefährdet ist.“

Dieselbe Analyse zeigt einen dritten Aspekt verzerrter Mut-Wahrnehmung: den Erfolgszwang. Die Carnegie Medal wird an Menschen verliehen, „die ihr Leben riskierten, als sie das Leben anderer retteten oder versuchten, es zu retten“. Tatsächlich werden fast nur die erfolgreichen Retter gekürt. Scheitert einer, wird er nur geehrt, wenn er dabei „heldenhaft“ umkommt.

Diese rückwirkende Bewertung ist ungerecht – denn die Leistung eines Mutigen zeigt sich ja im Moment des Entschlusses, ein Risiko einzugehen. In einem Experiment bat Cynthia Pury Probanden, den Mut eines Mannes zu bewerten, der in ein brennendes Haus rennt, um Kinder aus dem zweiten Stock zu retten. Sie lieferte das Szenario in zwei Versionen: Die eine endete erfolgreich; in der anderen konnte der Mann nicht mehr zu den Kindern gelangen, weil das Treppenhaus eingestürzt war.

„Könnten wir in die Köpfe der Männer schauen“, so Pury, „auf den inneren Prozess, der zu ihrer Entscheidung führte, die

Kinder zu retten, so würden wir keinen Unterschied erkennen.“ Die befragten Testpersonen aber stuften den Mut des erfolgreichen Retters wesentlich höher ein als den des Gescheiterten.

Darum fragen wir uns, ob sich der Zivilcourage-Forscher Fischer gegenüber den Nazipöblern nicht womöglich feige verhielt, als er floh, statt sie zum Schweigen zu bringen oder aus der Kneipe zu werfen. Und darum lieferte Dominik Brunner in der Münchener S-Bahn eine doppelt preiswürdige Geschichte: Er rettete die Opfer erfolgreich und kam zudem dabei um. Der Bundespräsident verlieh ihm posthum das Verdienstkreuz 1. Klasse.

Die eigene, die stille, die tägliche Würde

Sollten wir also aufhören, Medaillen an Helden zu vergeben, die sich dadurch oft sogar missverstanden fühlen? Nein, sagen die meisten Mut-Forscher. Jede Gesellschaft brauche Vorbilder. Allerdings sollten wir uns klarmachen, was genau diese Ehrung bedeutet. Dass dabei vor allem geehrt wird, dass jemand auf möglichst spektakuläre Weise und vor allem erfolgreich ein Ziel erreicht hat, das die Verleiher des Ordens gutheißen.

Viel wäre gewonnen, wenn wir uns lösen könnten von den übersteigerten, verzerrten Erwartungen eines applaudierenden Publikums und ein Gefühl für den eigenen, kleinen, naturgemäß leiseren Mut entwickelten. Wenn wir uns selbst auf die Schulter klopfen würden, weil wir uns dazu durchringen, vor Gericht gegen einen Schläger auszusagen; oder eine Therapie gegen eine Sucht zu beginnen; oder am Arbeitsplatz eine Kollegin gegen schlüpfrige Bemerkungen des Chefs zu verteidigen.

Diese Haltung würde zu der Antwort passen, die Ryan Balot bei den Griechen auf seine Frage gefunden hat: Welcher Mut ist der bestmögliche? Wir sollten unser Leben als fortlaufende Erzählung betrachten, schlugen die Philosophen Athens, ausnahmsweise übereinstimmend, vor. Gewidmet dem Bemühen, all jenen Gutes zu tun, denen wir verpflichtet sind: uns selbst, der Familie, Freunden, der Gemeinschaft der Bürger.

„Natürlich ist es unmöglich, dieses Ziel vollständig zu erreichen“, so Balot. „Aber diese Vergeblichkeit zu erkennen und dennoch nicht aufzugeben – dazu brauchen wir jene Form von ausdauerndem Mut, der uns Größe und Würde verleiht.“

Der Berliner Autor CARSTEN JASNER hat dem Wagemut und dem Sicherheitsbedürfnis von Menschen auch ein Buch gewidmet: „Mut proben!“, Blanvalet Verlag, 288 Seiten, 19,99 Euro. Der ebenfalls in Berlin wohnende Fotograf BENNO KRAEHAHN sagt, Menschen mit ungewöhnlichen Biografien bereicherten sein eigenes Leben.